

ELSA DIX  
Der tote Rittmeister



GOLDMANN

Lesen erleben



Elsa Dix

---

Der tote Rittmeister

Ein Seebad-Krimi

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe April 2021

Copyright © 2021 by Elsa Dix

Copyright © dieser Ausgabe 2021

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: History and Art Collection / Alamy Stock Photo;

akg-images / arkivi; akg-images / Liszt Collection

Autorenfoto: © Meike Reiners

Redaktion: Heiko Arntz

KS · Herstellung: kw

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49035-6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Norderney, Juni 1913





Rieke wurde mit einem Ruck wach, starrte in die Dunkelheit. Die anderen Mädchen im Saal schliefen. Gegenüber hustete eines, ein anderes drehte sich um. Alles war wie immer. Und doch wusste Rieke, dass sie nicht wieder einschlafen würde. Nicht heute Nacht.

Sie setzte sich aufrecht, zog ihre Füße an sich und schlang die Arme um die Beine. Vergeblich versuchte sie, das Zittern zu unterdrücken. Sie griff nach ihrer Schürze, die an der Seite hing, und zog sie über. Trotzdem wurde es nicht besser.

Die Schwestern hatten am Abend dicke Vorhänge vor die Fenster gezogen. Dennoch war es nicht ganz dunkel, denn draußen schien selbst um diese Uhrzeit eine Gaslaterne. Rieke war froh darüber. Sie mochte die Dunkelheit nicht.

Zu viele Dinge geschahen in der Dunkelheit. Schlimme Dinge, an die sie nicht denken wollte. Dinge, die ihre Hände zum Beben brachten.

Sie wandte den Blick. Neben ihr lag Elli. Sie war ihre beste Freundin, obwohl Elli schon elf war und damit zwei Jahre älter als Rieke. Ob sie Elli wecken sollte? Jetzt könnte sie es ihr erzählen. Das, was vorhin geschehen war und

was dafür sorgte, dass sie selbst unter der warmen Bettdecke fror.

Ellis Gesicht war blass, und ihr Atem ging schwer, machte ein rasselndes Geräusch wie die Maschine in der Fabrik. Die Oberschwester hatte gestern einer Hilfschwester gesagt, jede Aufregung könnte Ellis Tod sein. Nein, sie durfte sie nicht wecken.

Rieke wollte sich wieder hinlegen. Wollte schlafen, um zu vergessen. Aber sie konnte ihre Arme nicht von ihren Beinen nehmen. Sie saß da und lauschte auf die Geräusche. Eine Eule rief draußen im Kiefernwäldchen. Ein Mädchen schnarchte. Ellis rasselnder Atem. Keine Schritte. Kein Ungeheuer. Hier war sie sicher. Sie musste nur ganz gleichmäßig atmen, so wie die anderen Kinder, dann würde sie wieder ruhig werden. Vorhin war sie auch eingeschlafen. Hatte alles vergessen, was passiert war. Aber jetzt war die Erinnerung da, überschwemmte sie.

Rieke versuchte, sich auf ihren Atem zu konzentrieren, so wie Schwester Zita es Elli gezeigt hatte. Ein und aus, langsam. Sie passte ihren Rhythmus dem von Elli an. Nichts denken. Nur an das Meer, das Rauschen der Wellen. Doch dann hörte sie ein Geräusch. Sie hielt die Luft an, lauschte. Alles war still. Trotzdem lief Rieke ein eiskaltes Prickeln über den Rücken, trieb sie aus dem Bett. Auf nackten Füßen ging sie zum Fenster. Sie schlüpfte hinter den Vorhang und sah den beruhigenden Schein der Gaslaterne. Da war der Rasen, auf dem sie nachmittags spielten und der an dem kleinen Weg endete. Dahinter begann der Kiefernwald, dann kamen die Dünen und das Meer.

Plötzlich quietschte die Eingangstür zum Saal leise. Auf Riekes Arm richteten sich die Härchen auf. Vielleicht war es nur Schwester Zita, die manchmal noch hereinschaute. Vorsichtig schob Rieke den Vorhang zur Seite, blickte in den Schlafsaal. Es war nicht Schwester Zita. Es war das Ungeheuer.

Rieke spürte die Kälte in ihrem Nacken, ihrem Rücken, ihren Beinen, ihren Zehen. Das Ungeheuer hatte sie gefunden. Sie sah durch den schmalen Spalt im Vorhang, wie es vor jedem Bett prüfend stehen blieb. Es leuchtete mit einer Lampe darauf und ging weiter. Es suchte sie.

Jetzt war es bei Elsa. Noch sieben Betten und es wäre hier. Rieke fühlte den eiskalten Steinboden unter ihren Füßen, den Lufthauch vom Fenster. *Wenn du entdeckt wirst: Lauf!* Sie hörte die harsche Stimme des Vaters in ihrem Kopf. Mit einem Mal wusste Rieke, was sie tun musste. Vorsichtig zupfte sie den Vorhang gerade, sodass der schmale Spalt geschlossen war. Sie wandte sich um, griff den Fensterknäuf, von dem die weiße Farbe abblätterte, so oft war er gestrichen worden. Langsam drehte sie ihn zur Seite, er knackte leise. Sie lauschte. Es war kaum zu hören gewesen. Nicht einmal ein Ungeheuer konnte das bemerken. Oder etwa doch?

Langsame Schritte, die wieder an einem Bett anhielten. Es suchte noch immer. Hatte nichts gehört. Sie drückte gegen den Knäuf. Doch der Rahmen klemmte. Sie rüttelte leicht, es knarrte. Das war zu hören gewesen. Jetzt klangen die Schritte energischer. Das Ungeheuer hatte sie entdeckt. Sie presste mit der flachen Hand gegen die Scheibe, doch

das Fenster öffnete sich nicht. Das Ungeheuer war fast da. Sie schlug gegen den Rahmen, endlich sprang es auf. Rieke zögerte keine Sekunde. Sie kletterte auf die Fensterbank, sprang hinunter auf den Rasen. Ein Stich schoss durch ihr rechtes Bein. Der Arzt hatte gesagt, sie dürfte es nicht überanstrengen. Aber was wusste der schon von Ungeheuern?

Sie rannte los. Spürte den feuchten Rasen an ihren nackten Füßen. Da vorn war der Weg, der zu dem Wäldchen führte. Da könnte sie sich verstecken. Aber das Ungeheuer war ebenfalls aus dem Fenster gesprungen. Es war viel größer als sie. Und schneller.

Da war schon das erste Gebüsch. Jetzt spürte Rieke keinen Rasen mehr unter den Füßen, sondern Sand, spitze Nadeln und Äste, die in ihre Sohlen stachen. Das Ungeheuer war direkt hinter ihr. Sie stolperte, fiel auf ihr Knie. Eine Hand umschloss ihr rechtes Fußgelenk.

Ruckartig wurde Rieke zurückgezogen. Sie versuchte, sich festzuhalten, griff nach den Ästen des Busches, krallte sich mit den Fingern an die dornigen Zweige. Gleichzeitig versuchte sie, sich freizu trampeln. Doch ihre Tritte gingen ins Leere. Die Äste glitten aus ihrer Hand, als das Ungeheuer sie weiter zurückzog. Sie trat noch einmal zu. Diesmal traf sie. Das Ungeheuer stöhnte auf, sie hatte es am Kopf erwischt. Der eisige Griff um ihren Knöchel lockerte sich. Sie robbte fort, war plötzlich frei, sprang auf, rannte in den Wald hinein. Zwischen den Büschen hindurch. Hier war sie oft gewesen, sie wusste, wohin sie laufen musste. Sie eilte den kleinen Sandhügel hinauf. Der

Boden unter ihr rutschte weg. Sie hörte, dass das Ungeheuer ihr folgte. Gleich würde es da sein. Sie lief, so schnell sie konnte, vielleicht würde die Dunkelheit sie verschlucken. Denn wenn das Ungeheuer sie fand, würde es sie töten. Es hatte schon einmal getötet. Und es würde wieder töten.



Der Raddampfer *Najade* bahnte sich kraftvoll seinen Weg durch das bewegte Meer. Türkisfarbene Wellen türmten sich auf und trugen weiße Schaumkronen vor sich her. Viktoria stand an der Reling und schaute hinaus. In der Ferne konnte sie bereits die Insel sehen – ein dünner Strich am Horizont, der rasch breiter wurde. Schon bald konnte sie den Strand ausmachen und die ersten weißen Häuser, die im Licht der Morgensonne erstrahlten. Sie sah am südlichen Ende der Insel die Marienhöhe, die Villen und den neuen Malerturm – und weiter hinten den weit ins Meer hinausragenden Seesteg.

Auf einer Bank hinter Viktoria saß ein älteres Ehepaar. Die Frau hatte Viktoria schon eine ganze Weile mit missbilligendem Blick beobachtet. Als Viktoria sich von der Reling abwandte, um sich ebenfalls zu setzen, konnte sie ihre Neugier nicht mehr zügeln.

»Ist Ihr Herr Vater schon vorgefahren, Fräulein?«, fragte sie. »Oder Ihr Herr Gemahl?« Sie zog ihr kariertes Reiseplaid gerade, das über ihren Beinen lag.

Viktoria seufzte. Derartige Bemerkungen bekam sie oft zu hören. Wo gab es denn so etwas? Eine junge Dame, die allein auf Reisen ging! Ohne Familienangehörige oder zu-

mindest mit einer Gouvernante – selbst wenn die junge Dame schon Ende zwanzig war. »Nein, ich reise allein«, antwortete Viktoria ruhig. »Ich arbeite, also kann ich auch allein reisen.«

Die Augen der Frau wurden schmal. »Sie gehen einer Tätigkeit nach?« Es klang, als wäre es anrühlich.

»Ich bin Lehrerin«, erklärte Viktoria. Noch immer erfüllte es sie mit Stolz, die Worte auszusprechen. Seit gut einem halben Jahr arbeitete sie in einer Reformschule in Hamburg. Es war nicht leicht gewesen, ihren Vater davon zu überzeugen, dass sie einen Beruf ergreifen wollte. Als Tochter eines Oberstaatsanwalts wurde von Viktoria erwartet, dass sie heiratete und Kinder bekam. Arbeiten ging eine Frau nur, wenn die Not sie dazu trieb, und das war bei Viktoria sicher nicht der Fall. Doch sie hatte die Armut im Hamburger Gängeviertel gesehen. Zwölfjährige Mädchen, die in die Fabrik gingen, die nur eine rudimentäre Schulbildung erhalten hatten, womit es ihnen nahezu unmöglich war, jemals aus dem Elend auszubrechen. Viktoria wollte ihr Leben nicht damit vergeuden, die Rolle der braven Ehefrau einzunehmen, die mit der Hochzeit all ihre Rechte aufgab. Sie wollte selbstständig sein und etwas im Leben bewirken.

Mit ihrer Entscheidung hatte sie viele vor den Kopf gestoßen. Einige Freundinnen hatten sich von ihr abgewendet, als sie ihre Studien am Lehrerinnenseminar aufnahm. Sie fürchteten um ihren guten Ruf, wenn sie sich weiter mit Viktoria trafen. Es hatte Viktoria wehgetan, und trotzdem hatte sie sich nicht von ihrem Weg abbringen lassen.

Als sie im Herbst vergangenen Jahres das erste Mal auf dem Schulhof gestanden hatte und die Mädchen sie umringten, war es einer der glücklichsten Augenblicke ihres Lebens gewesen. In dem Moment war sie sicher gewesen, das Richtige getan zu haben.

Die ältere Dame betrachtete Viktoria missmutig. »Ich halte ja nichts davon, dass Frauen arbeiten. Das ist wider ihre Natur.«

Viktoria dachte an all die Frauen, die in den vergangenen Jahrhunderten hart gearbeitet hatten. Auf dem Feld, im Haus und in der Fabrik. Wider ihre Natur war es sicherlich nicht. Aber sie hatte keine Lust, die Diskussion zu vertiefen. Die Kühe, die als Fracht im vorderen Bereich des Schiffes untergebracht waren, machten sich laut muhend bemerkbar. Sie hatten die Insel fast erreicht. Die ältere Dame stand auf, faltete ihr Reiseplaid zusammen und ging gemeinsam mit ihrem Ehemann zur anderen Seite, wo sie nachher aussteigen würden. Sie würdigte Viktoria im Vorbeigehen keines Blickes. Der war es recht.

Sie sah wieder zur Insel. Schon konnte man einzelne Personen am Strand erkennen. Damen mit großen Hüten, die über die Promenade spazierten. Vor einer der Villen hatten sich einige Herren in weißen Anzügen in eine Runde gestellt und unterhielten sich angeregt. Kinder spielten im Sand und bauten Burgen. Fahnen wehten im Wind. Viktorias Blick glitt über die Sommergäste. Blieb manchmal hängen und ging dann weiter. Auf einmal wurde ihr klar, dass sie Ausschau hielt. Nach ihm.

Sie wandte sich ruckartig ab. Trotzdem fluteten die

Erinnerungen ihren Kopf. Sie stand mit Christian am See-  
steg. Er hatte die Hand gehoben, um eine ihrer Locken  
aus dem Gesicht zu streichen. Seine blauen Augen so nah  
vor den ihren. Christian Hinrichs, Journalist der Damen-  
illustrierten *Die Frau von Welt*. Sohn eines Vorarbeiters  
aus dem Zentralschlachthof bei Hamburg. Jemand, der  
die Grenzen, die einem Arbeiterkind gesetzt waren, nicht  
hinzunehmen gewillt war. Der sich mit einem Stipendium  
hochgearbeitet hatte. Der über Witz verfügte und sie zum  
Lachen brachte. Ein Jahr war es her, seitdem sie ihn in  
der Sommerfrische auf Norderney kennengelernt hatte.  
Gemeinsam waren sie im letzten Jahr dem Mord an dem  
Zimmermädchen Henny Petersen nachgegangen und hat-  
ten dabei ungeheure Dinge aufgedeckt. Und obwohl Vik-  
toria sich geschworen hatte, sich niemals auf einen Mann  
einzulassen, war es passiert: Sie hatte sich in Christian  
verliebt.

Nach ihrer Rückkehr von Norderney hatte sie ihn in  
Hamburg wiedergetroffen. Heimlich, denn natürlich  
durfte niemand davon wissen. Als Lehrerin hatte Viktoria  
auf einen untadeligen Ruf zu achten. Es war ja auch gar  
nicht viel zwischen ihnen geschehen. Kleine Ausflüge hat-  
ten sie unternommen, ganz harmlos. Sie hatte ihn in die  
Galerie Commeter mitgenommen, zu einer Ausstellung  
mit abstrakten Bildern, die sie begeisterte. Er revan-  
chierte sich mit einer Fahrt im Ruderboot auf der Alster. Und zum  
Erntedankfest hatte Christian Viktoria ins Tanzlokal *Lüb-  
scher Baum* ausgeführt. Es war ein letzter sommerlicher  
Tag im beginnenden Herbst gewesen. Die Welt, in die er

sie führte, war so viel freier als ihre. Keine steifen Unterhaltungen bei Tisch, kein vorgeschriebenes Abendprogramm. Einfach nur tanzen, einfach nur leben! Christian war nicht gerade ein begnadeter Tänzer, aber sie waren dennoch zu den Klängen der wilden Polka über das Parkett geflogen.

Als Viktoria am nächsten Morgen zur Schule kam, wurde sie noch vor dem Beginn des Unterrichts zu Rektor Hirschen gerufen. Der teilte ihr unumwunden mit, dass sie beobachtet worden war und dass er ein solches Verhalten nicht duldete. Entweder sie heiratete, was hieß, dass sie ihre Arbeit aufgab, oder sie achtete ab jetzt auf einen tadellosen Ruf. Viktoria wagte zu widersprechen, denn es war ungerecht. Von männlichen Lehrern würde niemals dergleichen erwartet werden. Doch der Rektor hatte nur energisch den Kopf geschüttelt und beschied, ein Mann verfüge über die sittliche Reife und Umsicht, die einer Frau fehle.

Viktoria hatte innerlich gekocht. Als ob es darum ginge. Die Regelung diene allein dazu, die Beschäftigung der männlichen Lehrer zu sichern. Aber Viktoria konnte das System nicht ändern. Sie musste sich fügen, wenn sie Lehrerin bleiben wollte. Noch am gleichen Abend hatte sie Christian aufgesucht und ihm mitgeteilt, dass sie ihn nicht wiedersehen konnte. Er war fassungslos gewesen, hatte vorgeschlagen, dass sie sich heimlich treffen könnten. Aber wohin sollte das führen? Es war ein Traum gewesen. Ein schöner, aber ein gefährlicher Traum. Sie hatte ihm unmissverständlich gesagt, dass sie ihren Beruf nicht

aufgeben würde. Auch nicht für ihn. Er hatte sie nicht verstanden, hatte ihr vorgeworfen, sie würde ihre Schülerinnen ihm vorziehen. Ein Wort hatte das andere ergeben, bis er wutentbrannt gegangen war. Seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Und nun fuhr sie erneut zu dieser Insel, auf der alles begonnen hatte. Die so wunderschön im glitzernden Meer lag. Und die so viele Erinnerungen barg. Er würde nicht dort sein. Sie hatte erst letzte Woche eine Reportage von ihm in der *Frau von Welt* aus Binz gelesen. Sie wollte ihn auch nicht wiedersehen. Er war so engstirnig gewesen, hatte nicht einsehen wollen, warum ihr die Arbeit wichtig war. Es war vorbei, und das war gut so.

Sie legten an, und die Fahrgäste versammelten sich am Ausgang des Raddampfers. Ein Matrose sprang vom Schiff auf die Kaimauer, in den Händen ein schweres Tau, das er um einen Poller legte und festzog. Es ruckelte leicht, dann lag der Dampfer längs am Kai. Kurz darauf wurde der hölzerne Steg für die Gäste hinüberschoben, und sie konnten das Schiff verlassen. Die ältere Dame mit dem Reiseplaid ging, zusammen mit ihrem Ehemann, als Erste hinüber. Ihnen folgten Damen mit weiten Hüten und Herren in hellen Anzügen, Jungen in Matrosenanzügen und Mädchen in weißen Kleidern. Überall erklang aufgeregtes Rufen. Direkt am Landungsplatz stand der Pferdeomnibus, wo sich sofort eine Schlange bildete von Menschen, die vermutlich in den günstigeren Pensionen untergekommen waren. Einige machten sich sogar zu Fuß auf den Weg in den Ort.

Für einen kurzen Moment spürte Viktoria ein schlechtes Gewissen. Als Lehrerin sollte sie eigentlich mit dem Omnibus fahren. Aber das Hotel Bellevue, in dem sie unterkam, hatte eigens einen Landauer geschickt. Der Kutscher hielt ihr die Tür auf, als sie zu dem Wagen trat. »Ihre Gepäckmarke, gnädiges Fräulein?«

Sie reichte ihm die Marke, die sie bekommen hatte, als sie die Koffer aufgegeben hatte. Sie hatte so sparsam gepackt wie möglich. Trotzdem hatte sie zwei große Lederkoffer, eine Tasche und vier Hutschachteln dabei. Wenn es nur um die luftigen Sommerkleider gegangen wäre, aber die Abendgarderobe nahm enorm viel Platz ein.

In dem Landauer saß bereits das ältere Ehepaar von vorn. Die Augenbrauen der Dame gingen in die Höhe, als Viktoria einstieg. »Das ist der Wagen vom Hotel Bellevue, Kind. Das ist wohl nicht Ihre Preisklasse.«

Viktoria setzte sich. »Das hat schon seine Richtigkeit.«

Die ältere Dame sah sie mit großen Augen an, und Viktoria musste sich ein Lächeln verkneifen. Tatsächlich war das Hotel Bellevue sicher nichts, was sie sich von ihrem Gehalt als Lehrerin hätte leisten können. Das würde höchstens für ein kleines Zimmer in einer Pension reichen, wenn überhaupt. Als Lehrerin verdiente sie nur sehr wenig. Aber ihr Vater hatte darauf bestanden, dass er das Hotel aussuchte und auch bezahlte. Er hatte damals eingewilligt, dass sie arbeitete, aber nur, wenn er weiter für ihren Lebensunterhalt aufkam, damit es ihr an nichts fehlte. Sie hatte es ihm nicht abschlagen können. Ihre Mutter war gestorben, als sie zwei Jahre alt war, und er

wollte nur eines: seine Tochter glücklich sehen. Für ihn bedeutete das, Viktoria finanziell abgesichert zu wissen. Viktoria hätte es nichts ausgemacht, die Sommerfrische in einer kleinen Pension zu verbringen, aber ihr Vater hatte eines der ersten Häuser am Platz gebucht. Sie vermutete, dass er insgeheim noch immer hoffte, sie würde einen jungen Mann aus gutem Hause kennenlernen und standesgemäß heiraten. Die Sommerfrische galt schließlich als der größte Heiratsmarkt des Deutschen Reiches. Er würde die Hoffnung wohl nie aufgeben. Sie musste bei dem Gedanken lächeln.

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, und sie fuhren los. Es war nicht weit. Ein kleines Stück an Wiesen und Poldern vorbei, dann tauchte links der Bahnhof auf, in dem das Gepäck gesammelt wurde, und daneben das Hotel Bellevue – ein strahlend weißes, lang gestrecktes zweistöckiges Gebäude im klassizistischen Stil, mit einem reich verzierten hölzernen Verandavorbau an der Rückfront. So eine Architektur gab es nur in der Sommerfrische. Fahnen wehten von den Masten der Häuser und erinnerten Viktoria daran, dass das kaiserliche Thronjubiläum in wenigen Tagen stattfinden würde. Fünfundzwanzig Jahre war Kaiser Wilhelm der Zweite nun schon auf dem Thron, und überall im Land würden Feierlichkeiten zu seinen Ehren stattfinden.

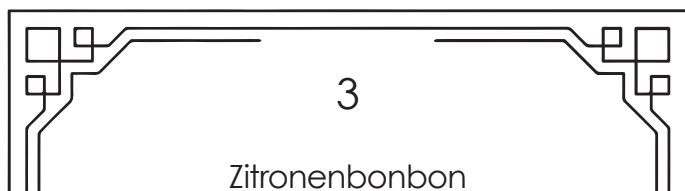
Der Kutscher hielt vor der Einfahrt, und ein Hausdiener eilte herbei, um den Gästen hinauszuhelfen. Als Viktoria den Empfangssaal betrat, blickte sie sich neugierig um. Im

letzten Jahr hatte sie im Palais-Hotel gewohnt, einem sehr pompösen Gründerzeitbau mit entsprechender Einrichtung. Dieses Hotel wirkte moderner. Auf dem Boden lag ein weinroter Orientteppich. Helle Korbstühle und Palmen sorgten für eine luftige Atmosphäre, eine verspiegelte Säule in der Mitte des Raumes war von einem pastellfarbenen Sitzpolster umgeben.

Viktoria ging zum Rezeptionsschalter. Nachdem das Ehepaar bedient worden war, wies ihr der Hoteldiener den Weg in ihr Zimmer im ersten Stock. Kurz darauf wurde ihr Gepäck gebracht. Ein Zimmermädchen kam und begann, die Kleider in den verzierten Eichenschrank zu hängen. »Wünschen Sie Hilfe beim Umkleiden, gnädige Frau?«, fragte sie.

Viktoria nahm dankend an. Seitdem sie kein Korsett mehr trug, kleidete sie sich zwar normalerweise allein an. Aber sie war müde, und es ging bedeutend schneller, die vielen Schnüre und Ösen an ihrem Kleid zu schließen, die auch ohne Korsett vorhanden waren, wenn das Mädchen ihr half. Nun, wo sie endlich auf der Insel war, hatte Unruhe sie ergriffen. Sie wollte so wenig Zeit wie möglich auf dem Hotelzimmer verbringen und schnell hinaus. Das Mädchen half ihr in ein leichtes Sommerkleid. Viktoria steckte ihr einen Groschen zu, dann setzte sie ihren Hut auf, nahm ihre bestickte Gobelintasche und eilte aus dem Hotel. Sie ging an den Villen vorbei, links war der neue Malerturm, und dann sah sie es vor sich – das Meer und den Strand. Die Sonne spiegelte sich leuchtend im Wasser, sanft schlugen die Wellen auf den Sand. In der

Ferne strahlten die weißen Segel der Lustboote. Möwen sammelten sich auf den Bühnen, beäugten die Sommergäste, die am Strand flanierten. Das Rauschen der Wellen übertönte die Gespräche der Menschen. Viktoria atmete tief ein. Endlich war sie da.



Das Wasser trieb Muscheln vor sich her. Sie klickten leise, als würde jemand Scherben zusammenkehren. Eine Auster landete vor Viktorias Schuhen. Außen war sie alles andere als schön – scharfkantig, unförmig und schmutzig braun –, doch innen leuchtete das Perlmutter. Das wäre genau das Richtige für Elli, ihre Schülerin, die zurzeit auf Norderney im Seehospiz lag. Viktoria steckte die Muschel in ihre Gobelin-Tasche und ging weiter – an der Villa Knyphausen mit ihren kleinen Türmchen vorbei, der Marienhöhe, dem Seesteg. Dann begann das Damenbad, und sie musste auf die Kaiserstraße wechseln. An der Giftbude, wo es Getränke und verschiedene Lebensmittel gab, erstand sie eine Tüte Bonbons. Einen Moment zögerte sie, dann nahm sie eins heraus und legte es sich auf die Zunge. Es war leicht sauer und schmeckte herrlich.

Bis zum Seehospiz war es nicht weit. Viktoria hatte Elli vor zwei Monaten zuletzt gesehen. Damals war das Mädchen von der Schwindsucht gezeichnet gewesen. Elli konnte dem Unterricht kaum folgen, weil immer wieder Hustenkrämpfe sie schüttelten. Schließlich hatte Viktoria die Eltern des Mädchens aufgesucht. Sie erzählten ihr, dass die Fürsorgestelle für ihre Tochter eine Heilstättenbehand-

lung empfohlen habe. Nun hofften sie, dass eine Kur an der Nordsee helfen könnte. Aber Tuberkulose war eine schwere Krankheit, für die es noch immer kein verlässliches Heilmittel gab. Manchmal brachte eine Kur im Reizklima sie zum Stillstand. Es war ein Strohalm, an den sie sich klammerten. Viktoria hatte den Eltern dabei geholfen, die Verschickung zu organisieren. Die Kirchengemeinde und die Krankenkasse übernahmen die Kosten. Seitdem hatte Elli jede Woche geschrieben, aber sie hatte sich nicht dazu geäußert, ob es ihr besser ging.

Vor dem Familienbad bog Viktoria ab Richtung Kiefernwäldchen. Dort ließ der Wind spürbar nach. Sie nahm ihren Hut ab und steckte ihre Locken wieder fest, die sich gelöst hatten. Links erhoben sich mehrere miteinander verbundene Gebäude aus dunkelrotem Backstein. Das Kinderkrankenhaus »Seehospiz Kaiserin Friedrich«, benannt nach der Kronprinzessin des Deutschen Reiches und Mutter von Wilhelm dem Zweiten.

Die Einrichtung war viel größer, als Viktoria erwartet hatte. Auf dem weitläufigen Gelände war gut ein Dutzend größere und kleinere Gebäude verteilt. Der Weg führte Viktoria zum Haupthaus in der Mitte. Auf dem Rasen zwischen den Gebäuden spielten Kinder. Manche waren erschreckend dünn. Sie litten offensichtlich an Auszehrung. Viktoria vermutete, dass sie aus armen Familien stammten und hier aufgepäppelt wurden. Ein Kind hatte ein großes Ekzem im Gesicht, vermutlich Skrofulose, unter der insbesondere Arbeiterkinder litten. Zwei Mädchen mit geflochtenen Zöpfen schlugen ein langes Seil, ein anderes sprang

hinein. Dazu sangen sie: *»Eins, zwei, drei, vier – trink nicht mehr als ein Glas Bier – sonst kommt nämlich die Patroll – und haut dir den Buckel voll.«*

Dasselbe Lied sagen Viktorias Schülerinnen auf dem Schulhof. Aber dies hier war kein Schulhof, sondern ein Krankenhaus, und das war zu spüren. Die Schwestern hatten Betten nach draußen geschoben, darin lagen die Kinder, die zu schwach zum Aufstehen waren. Ein Mädchen in einem der Betten beobachtete die Seilspringerinnen. In ihren Augen lag Sehnsucht. Aber vielleicht würde auch sie bald wieder dabei sein können.

Ein Tisch war im Freien aufgestellt worden. Eine junge Ordensschwester saß dort mit einigen Kindern, die eifrig schrieben. Die Schwester bemerkte Viktoria und stand auf. Sie war vielleicht Anfang zwanzig, die dunkelblonden Haare steckten straff zurückgekämmt unter einer weißen Haube, die mit einer großen Schleife unter dem Kinn festgebunden war. Sie sah aus wie aus dem Ei gepellt – bis auf die Tintenflecke an ihren Fingern. Offenbar bemerkte sie Viktorias Blick. *»Entschuldigen Sie, die Kinder haben Briefe nach Hause geschrieben.«* Sie holte ein Taschentuch hervor und rieb an ihren Fingern, doch die Tinte blieb.

*»So geht es mir im Unterricht auch immer«,* sagte Viktoria.

*»Sie sind Lehrerin?«,* fragte die Schwester und sah Viktoria neugierig an.

Viktoria nickte. *»In Hamburg.«*

*»An einer höheren Töchterschule?«*

»Nein, an einer Reformschule. Wir unterrichten Schülerinnen aus Arbeiterfamilien und dem Bürgertum zusammen.«

»Das klingt interessant. Aber ist es nicht schwierig? Was sagen die Eltern der Töchter aus gehobenen Familien dazu? So ein Regierungsrat möchte doch sicherlich nicht, dass sein Kind neben dem einer Näherin sitzt.«

Womit die Schwester den Finger in die Wunde gelegt hatte. »Es gibt einige fortschrittliche Eltern, aber Sie haben recht, oft ist es schwierig. Das eigentliche Problem aber sind die unterschiedlichen Voraussetzungen zu Hause. Die Kinder aus den armen Familien erhalten ihre Bücher von uns und können nachmittags ihre Aufgaben in der Schule machen«, erklärte Viktoria. Es freute sie, dass die Schwester Interesse an ihrer Arbeit zeigte. Normalerweise begegneten die Leute der Reformpädagogik mit Vorbehalten.

Die junge Schwester schien nicht zu diesen Leuten zu gehören. »Ein guter Ansatz«, sagte sie. »Sehr interessant finde ich auch die Landeserziehungsheime, die der Lehrer Lietz gegründet hat. Die Kinder können sich doch erst abseits der Städte wirklich entfalten. Was ist Ihre Meinung dazu?«, fragte sie mit glänzenden Augen.

Viktoria wollte schon zu einer Antwort ansetzen, als hinter ihr eine Stimme ertönte. »Schwester Zita, Sie sollten sich lieber um die Kinder kümmern, statt unsere Gäste zu behelligen.«

Eine ältere Frau mit einem Kneifer auf der Nase war zu ihnen getreten, unzweifelhaft die Oberschwester. Vikto-

ria fiel die Brosche an ihrer Brust auf, ein schwarzes Kreuz mit daraufliegendem Anker und Tau. Das Abzeichen der Schwesternschaft, die das Hospiz betrieb.

Zita sah beschämt zu Boden und trat einen Schritt zurück.

Die Oberschwester sah Viktoria durch ihren Kneifer an. »Wie kann ich Ihnen helfen, gnädiges Fräulein?«

»Mein Name ist Viktoria Berg. Ich möchte Elisabeth Cordes besuchen. Ich bin ihre Lehrerin. Ich hatte Ihnen geschrieben, dass ich komme.«

»Richtig, ich erinnere mich. Die kleine Elli. Leider ein schwieriger Fall.« Sie sah Viktoria durchdringend an, als wollte sie noch etwas hinzufügen. Doch dann wandte sie sich an die junge Schwester, die noch immer bei ihnen stand. »Schwester Zita wird Sie zu ihr führen.« Etwas leiser fuhr sie fort: »Und reinigen Sie sich bei dieser Gelegenheit die Hände.«

Schwester Zita lief rot an. »Entschuldigung, Frau Oberin.«

Die schüttelte den Kopf. »Sie wissen, dass Sie im Dienst jederzeit vorbildhaft sein müssen. Und was für ein Vorbild geben Sie ab mit schmutzigen Fingern? Außerdem haben Sie vorhin wieder mit den Kindern Fangen gespielt. Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, dass das schädlich ist?«

»Der Herr Medizinalrat hat gesagt, die Kinder sollen sich bewegen«, merkte die Schwester an, allerdings so leise, dass es kaum zu verstehen war.

»Unsere Schützlinge sollen Leibesübungen machen,

nicht wild herumtollen.« Die Oberschwester wandte sich an Viktoria. »Jeden Morgen turnen die Kinder in der Halle am Reck und an den Seilen. Das kräftigt die Muskeln.«

Sie erwartete offensichtlich Zustimmung, die Viktoria gerne bereit war zu geben. Wenn auch nicht ganz so, wie es sich die Oberschwester vielleicht wünschte. »An unserer Schule setzen wir ebenfalls auf Bewegung. Aber wir nutzen den natürlichen Bewegungsdrang der Kinder. Fangen ist eine schöne Beschäftigung.«

Schwester Zita hatte den Kopf gesenkt, doch Viktoria glaubte, sie lächeln zu sehen.

Die Oberschwester versteifte sich unmerklich. »Die Kinder sind krank, sie benötigen wohldosierte Leibesübungen, kein wildes Herumhüpfen und Laufen.« Sie faltete ihre Hände. »Ich lasse Sie nun allein. Schwester Zita, Sie führen Fräulein Berg zu der kleinen Elisabeth. Und denken Sie an Ihre Hände.« Die Oberschwester nickte ihnen zu und ging hinüber zu der Gruppe Mädchen, die Seil sprangen. Im nächsten Moment war deren Spiel beendet. Traurig setzten sie sich stattdessen auf eine Bank.

Schwester Zita winkte den Kindern aufmunternd zu. »Nachher geht es an den Strand«, rief sie ihnen zu. Sofort hellte sich die Miene der Mädchen auf.

»Oberschwester Josepha glaubt, dass zu viel Bewegung die Kinder schwächt. Sie will nur das Beste für sie, und das ist in ihren Augen vor allem, still in der Sonne zu sitzen, kalte Bäder am Morgen und Übungen am Reck. Zum Glück besteht der Herr Medizinalrat auf Strandspaziergängen. Unser Bademeister, Herr Lampe, geht jeden Tag

mit den Kindern ans Meer.« Die junge Schwester deutete auf eines der kleineren Gebäude. »Wollen wir?«

Viktoria folgte der Schwester über einen schmalen Fußweg zu dem Gebäude. Sie betraten es und gelangten in einen hellen Flur. Durch eine Fensterfront zur Rechten sah man auf das Klinikgelände. Linker Hand gingen mehrere Türen ab. Ihre Schritte hallten auf dem Terrazzoboden wider. Durch eine offene Tür sah Viktoria eine Reihe von Waschzubern, die in einem hell gekachelten Raum standen. Hier erhielten die Kinder offenbar ihre Badekuren.

»Ich freue mich, dass jemand Elli besucht«, sagte die Schwester und drehte sich halb zu Viktoria um. »Ein wenig Aufmunterung wird ihr guttun.«

»Hat die Seeluft ihr geholfen?«

Viktoria hatte das Gefühl, dass die junge Schwester ihrem Blick auswich. »Der Doktor musste eine Pneumolyse vornehmen. Dabei wird ein Lungenflügel zum Kollabieren gebracht, was die Lunge zur Heilung anregt. Aber bislang bleibt der erwünschte Erfolg aus.« Sie blieb stehen und öffnete die Tür zu einem Schlafsaal, in dem Metallbetten eng aneinandergestellt waren.

Ellis Bett war das vorletzte in dem Saal, direkt vor einem geöffneten Fenster, dessen Vorhänge sich im Wind sanft bewegten. Viktoria trat näher und blieb schließlich stehen. Das Mädchen war noch schwächer, als Viktoria sie in Erinnerung hatte. Elli hatte die Augen geschlossen. Ihr Gesicht war fast so bleich wie das weiße Laken, auf dem sie lag.

Schwester Zita berührte Elli sanft an der Schulter. »Elli, du hast Besuch.«

Elli öffnete die Augen und lächelte. »Fräulein Berg. Sie sind wirklich gekommen.« Ihre Stimme war kaum zu hören. Sie richtete sich auf, und Viktoria setzte sich zu ihr auf das Bett.

»Natürlich, das habe ich dir doch versprochen.« Sie nahm Ellis Hand und streichelte sie. »Wie fühlst du dich?«

Elli zuckte mit den Schultern.

Viktoria beschloss, das Thema nicht weiter zu berühren. »Hast du das Meer schon gesehen? Das ist doch mal was anderes als das Brackwasser vom Hamburger Hafen.« Sie zwinkerte ihr zu.

»Auf der Überfahrt bin ich eingeschlafen, und danach war ich zu schwach, um bei den Strandausflügen dabei zu sein. Aber bald darf ich mit.« Ihr Blick fiel auf Schwester Zita. »Nicht wahr?«

»Natürlich«, sagte die Schwester und schüttelte ihr Kissen auf.

Elli lehnte sich zurück. »Das wird bestimmt schön.«

»Das wird es, ganz sicher«, sagte Schwester Zita.

Viktoria griff in ihre Tasche und holte die Muschel hervor, die sie vorhin am Strand gefunden hatte. »Schau mal, ich habe dir etwas mitgebracht.«

Elli nahm die Auster, strich sanft über das schillernde Perlmutter auf der Innenseite. »Wie schön das glänzt.«

»Riech mal daran.«

Elli führte die Muschel an die Nase, schnupperte. »Puh, die stinkt.«

»Sie riecht wie das Meer«, erklärte Viktoria.

Elli umschloss die Muschel mit ihren Händen wie einen kostbaren Schatz. »Vielen Dank, Fräulein Berg.«

Schwester Zita räusperte sich. »Ich lasse Sie nun allein. Nachher bringe ich dir Suppe, Elli. Die du so gerne magst, die mit den Klößen.«

»Sind hier alle so freundlich?«, fragte Viktoria, nachdem die Schwester gegangen war.

»Die meisten. Aber Schwester Zita ist besonders nett. Manchmal setzt sie sich her, und wir spielen Karten. Die Oberschwester möchte das aber nicht. Sie sagt, Schwester Zita muss sich um alle Kinder kümmern, nicht nur um mich.« Sie sah Viktoria an. »Wenn ich wieder gesund bin, kann ich ganz allein ans Meer gehen. So wie Rieke.« Sie strich über die Muschel. »Rieke hat erzählt, dass das Meer ganz groß ist. Und dass man von der Georgshöhe die Ozeandampfer auf ihrem Weg nach Amerika sehen kann.«

»Ist Rieke deine Freundin?«

Elli nickte und deutete auf das Bett neben sich. »Das ist ihrs. Sie ist kurz nach mir angekommen. Sie hatte eine Verletzung am Bein und davon ein schlimmes Fieber bekommen. Sie wäre fast gestorben. Jetzt ist sie aber fast wieder gesund. Rieke erzählt immerzu Geschichten. Die Oberschwester sagt, mit Rieke geht die Fantasie durch, aber mir gefällt das, dann ist es nicht so langweilig. Am liebsten mag ich es, wenn Rieke Pferdeg Geschichten erzählt. Sie hat sogar ein eigenes Pferd.« Sie hustete, nahm sich ein Taschentuch und hielt es sich vor den Mund.

»Ach ja?«, fragte Viktoria und konnte ihre Überras-

schung kaum verbergen. Welches Kind hatte schon ein eigenes Pferd? Höchstens adelige Mädchen, aber das würde wohl kaum im Schlafsaal mit all den anderen Kindern nächtigen.

Doch Elli fuhr unbekümmert fort. »Wir galoppieren manchmal mit ihrem Pferd durch das Zimmer.« Sie deutete auf das Metallgestell ihres Bettes. »Hier springen wir rüber und dann über Wiebkes Bett und dann über das von Hanna und Clara.«

»Kann es sein, dass du flunkerst?«, lachte Viktoria.

Elli wurde ein wenig rot. »Es ist kein echtes Pferd, sondern aus Holz.« Sie hielt die Hand etwa zwanzig Zentimeter auseinander. »So groß. Es ist schwarz und hat einen roten Sattel aus Leder. Rieke sagt, Reiten ist gar nicht schwer. Der Kaiser hat für sie schon mal ein Pony ausgeliehen, auf dem sie reiten durfte.«

»Der Kaiser?« Die beiden Mädchen schienen sich ja einiges zusammengespinnen zu haben. Aber Viktoria gefiel es. Was sollten sie auch sonst machen, während sie hier im Bett lagen und darauf hofften, gesund zu werden?

»Es ist natürlich nicht der echte, Rieke nennt ihn nur so. Sie sagt, er wohnt in einem Palast im Dorf mit silbernen Leuchtern und elektrischem Licht, wo die Damen feine, seidene Kleider tragen. Sie sagt, eines Tages nimmt er sie mit, und dann bekommt sie auch so ein Kleid.« Sie hustete erneut und wischte sich über das verschwitzte Gesicht.

»Na, dann hoffen wir mal, dass er Wort hält.« Viktoria griff in ihre Tasche und zog eine prall gefüllte Tüte heraus. »Schau mal, was ich für dich habe.«

Elli richtete sich auf. »Bonbons!«

Viktoria öffnete die Tüte und hielt sie Elli hin. Die nahm ein Bonbon heraus und legte es sich auf die Zunge. Sie verzog das Gesicht.

»Iiuh, sauer!«, sagte sie. Aber es schien ihr zu gefallen, denn sie lutschte genüsslich darauf herum.

»Du kannst Rieke ja auch eins abgeben, wenn du magst«, schlug Viktoria vor. Doch mit einem Mal wirkte Elli traurig.

»Was ist – möchtest du nicht teilen?«, fragte Viktoria.

Elli hielt den Rand der Papiertüte mit den beiden Händen umklammert und knetete ihn nervös. »Rieke ist weg«, sagte sie leise.

»Ist sie nach Hause zurück?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Heute Morgen war sie nicht mehr in ihrem Bett. Und auch danach habe ich sie nicht gesehen. Sie war auch nicht beim Frühstück.« Elli presste die Lippen zusammen, warf einen Blick auf Viktoria und sah dann wieder vor sich auf die Bettdecke. Ihre Augenbrauen hatten sich zusammengesoben.

»Wie ging es Rieke denn in den letzten Tagen?«, fragte Viktoria vorsichtig. Vielleicht war das Wundfieber zurückgekehrt, und niemand hatte Elli aufregen wollen.

»Gut, sie ist fast wieder gesund. Ständig ist sie unterwegs, und abends erzählt sie mir, was sie tagsüber gemacht hat. Dafür bringe ich ihr Nähen bei. Der Träger ihrer Schürze ist nämlich abgegangen, und sie wusste nicht, wie man ihn wieder annäht.«

Die Papiertüte riss ein. Ellis Hände zitterten. Doch sie bemerkte es gar nicht.

»Gestern Abend ist Rieke spät zurückgekommen«, fuhr sie fort. »Sie war komisch, sie hat sich hingelegt und ist eingeschlafen. Normalerweise plappert sie ohne Unterlass. Aber gestern Abend war sie ganz still. Und als ich heute Morgen aufgewacht bin, war sie nicht mehr da. Ich hab die anderen gebeten, nach ihr zu suchen. Aber niemand hat sie gesehen.« Angst flackerte in ihren Augen, als sie auf-sah.

»Was sagt denn die Oberschwester dazu?«, fragte Viktoria.

»Sie hat gesagt, das geht mich nichts an. Ich soll aufhören zu fragen.« Elli hustete, und in ihr bleiches Gesicht trat eine fiebrige Röte. Ihre Stimme war kaum zu hören, als sie sagte: »Fräulein Berg, können Sie Rieke für mich finden?«

Viktoria drückte Ellis Hand. »Ich will sehen, was ich tun kann.« Sie würde nachher die Schwester fragen, was es mit dem Verschwinden des Mädchens auf sich hatte. »Vielleicht ist Rieke nur zu einer Untersuchung und kommt bald wieder. Mach dir keine Sorgen.«

Ihr Blick fiel auf ein Kartenspiel, das auf dem Nachttisch lag. »Wie wäre es mit einer Runde Sechsendsechzig?«

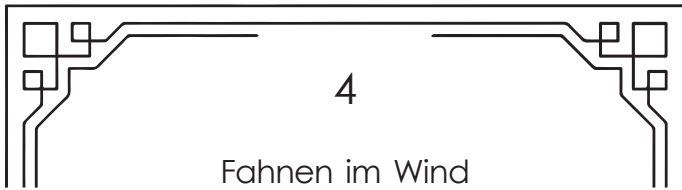
Elli nickte, aber sie wirkte noch immer niedergeschlagen. Ihre Stimmung hellte sich auf, als sie einige Male gewonnen hatte, doch dafür wurde ihr Husten stärker. Sie presste sich immer wieder das Taschentuch vor den Mund. Viktoria sah das schaumige Blut an den Lippen des Mädchens. Als ein besonders starker Anfall vorbei war, lehnte

sich Elli zurück, holte rasselnd Atem. Sie schloss erschöpft die Augen.

»Ja, schlaf ein wenig«, sagte Viktoria. »Ich besuche dich bald wieder.« Sie strich eine verschwitzte Strähne von Ellis fiebriger Stirn. Sie wartete, bis ihr Atem ruhiger wurde. Gerade, als sie gehen wollte, setzte sich Elli unvermittelt auf. Sie sah Viktoria durchdringend an.

»Fräulein Berg – Sie müssen Rieke finden.«

»Das werde ich«, versprach Viktoria.



Das Pferd schnaubte, scharrte ungeduldig mit dem Huf im warmen Sand, warf den Kopf hin und her. Doch der junge Stallbursche hielt es fest, tätschelte seinen Hals. »Ruhig, Friesengott, ruhig.«

Christian musste lächeln, während er durch den Sucher seiner Plattenkamera schaute. Der Junge war ungefähr elf Jahre alt und für sein Alter nicht besonders groß. Die schwarze Stoffhose hatte am Knie einen Flicker, das Hemd hing ihm aus der Hose. Doch er hielt das große Tier am Zügel, als sei es ein Rotkehlchen in seiner Hand.

Christian stellte das Objektiv scharf. Er sah den Jungen – im Hintergrund das Meer und den Strand – und drückte auf den Auslöser. Es war mit Sicherheit kein Bild für die *Frau von Welt*, die Damenillustrierte, für die er als Journalist arbeitete. Doch das war ihm egal. Es würde eine Fotografie werden, die ihm selbst gefiel, und sicher könnte er dem Stallburschen mit einem Abzug eine Freude machen.

Das Pferd trat unruhig hin und her, und Christian wich einen Schritt zurück. Ihm waren Pferde nicht geheuer. Er hatte einmal als Kind auf dem Kutschpferd des Zentral-schlachthofes gesessen. Sein Vater hatte es nicht gewollt.

Die Leute sollten nicht denken, der Vorarbeiter Hinrichs würde seinen Sohn bevorzugt behandeln. Doch der Kutscher hatte Christian ohne viele Worte einfach auf den Rücken des Tieres gesetzt. Der war sich vorgekommen wie Kara Ben Nemsi und hatte wild mit den Zügeln geschlagen. Im nächsten Moment machte das Tier einen Satz nach vorn, und Christian lag auf dem Kopfsteinpflaster. Das gellende Lachen seines Vaters klang ihm noch heute in den Ohren, und ein gehöriger Respekt vor Pferden war geblieben.

In diesem Moment kam ein Offizier durch den Sand auf sie zugestapft. Er drückte dem Jungen einen Groschen in die Hand. Der zog die Mütze und bedankte sich artig, hielt das Tier weiterhin fest, während der Offizier aufstieg und sich in Pose setzte, damit Christian ihn fotografieren konnte. Porträts von armen Stallburschen waren nichts für die *Frau von Welt*. Die Leserinnen von *Damenillustrierten* wollten Aufnahmen von schmucken Soldaten sehen, hoch zu Ross und in Uniform. Deshalb hatte Christian einen Offizier gebeten, ihn fotografieren zu dürfen.

Christian rückte das große Gestell der Plattenkamera zurecht, richtete die Kamera aus und schaute durch den Sucher. Der Ausschnitt passte. »Jetzt bitte ruhig halten, der Herr.«

»Geh weg da, Junge, du machst mir das Tier ja ganz wild. Wie soll denn da die Fotografie etwas werden?«, raunte der Offizier den Stallburschen an und scheuchte ihn mit einer Bewegung beiseite.

Der ließ das Tier los, das daraufhin ausscherte. Chris-

tian trat eilig zurück. Der Offizier hatte sichtlich Mühe, das Tier unter Kontrolle zu bekommen.

»Vielleicht ist es doch besser, ich halte Friesengott fest«, sagte der Junge.

Doch der Offizier zügelte das Tier scharf, und schließlich blieb es stehen.

Der Junge trat beiseite und beobachtete den Reiter. Der saß auf dem Tier, das ungeduldig mit dem Huf scharrte. Doch der Offizier hielt die Zügel kurz, sodass dem Tier kaum Freiheit blieb. Er blickte mit heroischem Blick geradeaus – oder mit dem, was er für einen heroischen Blick hielt. Christian drückte auf den Auslöser. Erledigt. Der dazugehörige Artikel lag bereits in Christians Zimmer in der Pension. Anderthalb Wochen hatte Redaktionsleiter Teubner eingeplant, damit Christian den launigen Bericht über den Adel in der Sommerfrische schrieb. Normalerweise hätte Christian diese Zeit auch benötigt. Gerade erst war er in Binz auf Rügen gewesen, um auch von einem Ostseebad zu berichten. Aber ein Sommerort war wie der andere. Hier auf Norderney hatte Christian die letzten Tage von früh bis spät geackert, damit er diesmal schneller fertig wurde. Nachher würde er noch ein paar Sätze vom heutigen Offiziersrennen am Strand einfügen – fertig wäre der Artikel. Knapp eine Woche vor Abgabetermin. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Christian Urlaub. Quasi.

»Sie schicken mir die Fotografie?«, fragte der Offizier.

Christian nickte und notierte sich die Adresse des Offiziers, um sie später an die Schreibdamen im Hamburger

Büro weiterzugeben. Die würden sich darum kümmern und dem Offizier einen Abzug schicken.

Christian wandte sich um und sah zu der provisorischen Rennbahn, die am Strand errichtet worden war. Viele Sommergäste hatten sich schon entlang der Absperung versammelt, die vorderen Reihen waren komplett belegt. Am Start standen inzwischen weitere Reiter. Auch der Offizier lenkte sein Tier dorthin. Der Stallbursche sah ihm hinterher.

»Und? Wie sind seine Chancen beim Rennen?«, fragte Christian.

»Friesengott ist heute sehr unruhig, so kenne ich ihn gar nicht. Vielleicht machen die vielen Leute ihm Angst. Er sollte jedenfalls nicht mit harter Hand geritten werden.« Der Stallbursche runzelte besorgt die Stirn.

Christian klappte das Stativ zusammen. Viel Zeit blieb nicht, bis das Rennen begann. Es schien, als wollte ganz Norderney das Offiziersrennen am Nordstrand verfolgen. Männer in grauem Gehrock und Bowler, manche salopp mit Strohhut. Und natürlich viele Offiziere in Uniform. Die Damen hatten ihre ausladenden Hüte gut festgesteckt, denn es wehte ein starker Wind vom Meer. Die Fahnen flatterten an den provisorischen Masten. Herren- und Familienbad lagen hinter ihnen, doch im nahe gelegenen Café Cornelius konnten die Sommergäste alle Annehmlichkeiten der Sommerfrische genießen. Es gab Kuchen und Kaffee, auch alkoholische Getränke wurden ausgeschenkt. Das Offiziersrennen führte am Strand entlang, dann ein Stück in die Dünen hinein und wieder zurück.

Christian schaute sich um. Oben auf der Düne hatten sich ebenfalls Schaulustige eingefunden. Von dort würde er einen guten Blick haben. Aber es war kein ganz leichtes Unterfangen, mit der Kamera samt Stativ dort hochzumarschieren. Christian stieß einen leisen Fluch aus. Diese Plattenkamera war viel zu schwer. Sehnsüchtig dachte er an seine Kodak Brownie, die in seinem Pensionszimmer lag. Die Boxkamera war klein und leicht, und man konnte sie gut mitnehmen. Aber mit ihr würde er keine druckfähigen Fotografien machen können. Dafür musste er die Plattenkamera verwenden.

Er wandte sich an den Stallburschen. »Ich könnte deine Hilfe brauchen. Ich muss die Kamera da auf die Düne schaffen.«

Der Junge nickte. »Stets zu Diensten, der Herr.«

Christian lachte. »Den *Herrn* kannst du dir sparen. Ich bin Krischan.« Er reichte dem Jungen seine Tasche. »Außerdem brauche ich noch deinen Namen und deine Adresse, damit ich dir die Aufnahme schicken kann.«

Der Junge sah Christian entgeistert an. »Sie haben *mich* fotografiert?«

»Natürlich. Warum denn nicht?« Christian hob die Kamera samt Stativ hoch und legte sie sich auf die Schulter. »Also – wie heißt du?«

»Ubbe Rass ist mein Name. Wir wohnen in der Marienstraße.«

»Dann komm, Ubbe. Wir wollen oben sein, bevor die Reiter starten.«

Christians Füße sackten im Sand ein, als er die Düne

hinaufging. Das Holz des Stativs drückte auf seine Schulter. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. Fünfundzwanzig Grad waren es heute, und obwohl er nur einen leichten Straßenanzug trug und der Wind wehte, war ihm heiß. Die Elbsegler-Mütze auf seinem Kopf machte es nicht gerade erträglicher.

Ubbe stapfte neben ihm her, die Tasche in den Händen haltend, als wäre sie ein Schatz. Endlich waren sie oben. Vorsichtig setzte Christian die Kamera ab und stellte das Stativ auf. Es war auch höchste Zeit, denn inzwischen waren alle Reiter an der Startlinie eingetroffen. Die Militärkapelle spielte einen Marsch, was einige der Tiere nervös hin und her tänzeln ließ. Christian warf einen prüfenden Blick durch den Sucher. Der Weg auf die Düne hatte sich gelohnt. Hier oben hatte er die Sonne im Rücken und eine perfekte Aussicht auf die Rennbahn und die große Schar der Gäste. Die Menschen standen hinter einer kleinen hölzernen Brüstung, um die grüne Girlanden und Blumen gewickelt waren. Hinter ihnen flatterten Fahnen im Wind. Das würde ein Bild ganz nach dem Geschmack von Redakteur Teubner werden.

Die Reiter nahmen jetzt am Start Aufstellung. Die Kapelle beendete ihren Marsch. Die Gespräche der Menschen verstummten, als sich auf der Ehrentribüne ein Mann mit weißen Haaren und Zylinder erhob und eine kurze Rede hielt. Der Wind trug seine Worte fort. Dann erklang der Startschuss, und die Pferde preschten los. Christian drückte auf den Auslöser.

Die Hufe der Tiere wirbelten den weichen Sand auf.